

Zeitschrift: Infokara : Fachzeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für palliative Medizin, Pflege und Begleitung

Band: 7 (2002)

Heft: 1

Artikel: Familien und familiäre Lebensphasen - Wandel und Kontinuität moderner Familien : (Ausschnitte aus dem Referat am Jahreskongress SGPMP, Lugano 18./19.4.2002)

Autor: Höpflinger, François

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Familienentwicklung der letzten Jahrzehnte erweist sich immer mehr als Mischung von starkem Wandel und ausgeprägter Kontinuität. Auch bei jüngeren Generationen dominiert eine komplexe Kombination von traditionellen und post-modernen Werthaltungen und Lebensformen. Eine hohe Kontinuität haben gerade auch die Besonderheiten des europäischen Familienmodells.

Prof. Dr. François Höpflinger*

Familien und familiäre Lebensphasen – Wandel und Kontinuität moderner Familien

(Ausschnitte aus dem Referat am Jahreskongress SGPMP, Lugano 18./19.4.2002)

Einleitung – Grundelemente des europäischen Familienmodells

Das europäische Modell von Ehe und Familie – namentlich wie es in nord- und westeuropäischen Regionen entstand – umschliesst vereinfacht dargestellt drei zentrale Grundelemente:

1. Starke Betonung der Kernfamilie (Ehepaarbeziehung, Eltern-Kind-Beziehungen)

Im Vergleich zu aussereuropäischen Kulturen ist die europäische Familie durch ein relativ starkes Gewicht der Kernfamilie gegenüber umfassenden verwandtschaftlichen Beziehungen gekennzeichnet. Deshalb waren grössere Haushalte und Mehrgenerationen-Familien in vielen Gebieten Europas schon früh die Ausnahme und nicht die Norm. Die Beschränkung auf wenig Kinder hat die Tendenz zu kleinen Familienhaushalten noch verstärkt. In den letzten Jahrzehnten nahm zudem der Anteil von Ein-Personen-Haushaltungen deutlich zu, namentlich bei jüngeren Erwachsenen und bei älteren Menschen. Grossfamilien, wie aber auch kollektive Wohnformen (Wohngemeinschaften usw.) konnten sich in Europa nicht durchsetzen, und auch inskünftig werden Klein- und Kleinsthaushaltungen dominieren.

* Prof. Dr. François Höpflinger ist Professor für Soziologie an der Universität Zürich

Studienunterlagen zu: Familien, Generationen und Alter unter: www.hoepflinger.com

2. Hohe soziale Selbständigkeit der einzelnen Generationen

Ein zentrales Merkmal europäischer Familien ist heute auch die hohe soziale Selbständigkeit jüngerer und älterer Generationen. Jede Generation führt mehr oder weniger sein eigenes Leben, hat seine eigene Kultur und gestaltet sein Familienleben nach seinen eigenen Bedürfnissen. Diese Situation hat den enormen Wertwandel in bezug auf Ehe und Familie sicherlich beschleunigt, und beispielsweise dazu beigetragen, dass Familienplanung – ohne Einmischung der älteren Generation – in europäischen Regionen schon früh einsetzte. Umgekehrt verlor die ältere Generation durch die starke Selbständigkeit der jungen Generation – um z.B. auch ohne Zustimmung der Eltern zu heiraten – in Europa stärker an Ansehen.

Im Gegensatz zu oft gehörten Meinungen hat die ausgeprägte Selbständigkeit der verschiedenen Generationen jedoch nicht zum Zerfall der familialen Solidarität geführt, sondern die Generationenbeziehungen eher entlastet. Zwar wohnen die verschiedenen Generationen nicht im gleichen Haushalt, aber häufig in der gleichen Region, und sie haben oft gute Kontakte zueinander. Dafür wird in der Familienforschung oft der Begriff «Intimität auf Distanz» gebraucht. Dieses Muster von Generationenbeziehungen hat allerdings bedeutende Konsequenzen, welche bei der Diskussion familialer Hilfe zu beachten sind: Da jede Generation



ihr Alltagsleben weitgehend selbständig zu organisieren versucht, treten die familial-verwandtschaftlichen Beziehungen im Alltag oft in den Hintergrund. Die familiäre Hilfe über den Haushalt hinaus wird häufig erst in speziellen Situationen (Krisen, Krankheiten, Behinderungen) mobilisiert. Die Betonung von Autonomie in allen Generationen hat auch zur Folge, dass ein Autonomieverlust im Alter besonders negativ eingeschätzt wird, und zwar auch von der älteren Generation selbst.

3. Starke Betonung der Privatheit familialer Beziehungen

Familienleben ist – trotz familienpolitischer Bestrebungen in vielen europäischen Ländern – eigentlich «Privatsache». Staatliche oder kirchliche Regelungen werden oft zurückgewiesen oder einfach nicht berücksichtigt. Die Familie gilt weitgehend als ein Ort, wo sich Frauen und Männer – nach anstrengenden Arbeitsstunden – zurückziehen und erholen können. Die Familie ist zudem der Ort, wo Frauen und Männer ihre persönlichen Bedürfnisse einbringen und autonom gestalten können (wogegen sie im Berufsleben oft durch hierarchische Strukturen eingezwängt werden). Es ist diese Vorstellung der Familie als «kleine private Welt», welche heute auch von jüngeren Frauen und Männern stark betont wird. In diesem Rahmen sind intime und expressive Beziehungen zentral, und familienhistorische Studien weisen denn auf eine enorme «emotionale Aufrüstung» der Familie hin. In einem gewissen Sinn hat sich die europäische Kleinfamilie stark auf intime emotionale Aspekte «spezialisiert», und tatsächlich ist die Familie heute derjenige Lebensbereich, in der persönliche Emotionen nicht nur toleriert, sondern grundsätzlich erwartet werden. Der öffentliche Raum ist hingegen eher eine «Ent-Emotionalisierung» unterworfen, insbesondere in Nord- und Westeuropa. Während etwa Liebe und gegenseitiges Verständnis usw. das Idealbild der privaten Familie prägen, wird etwa die Arbeitswelt stark durch Sachlichkeit und kühle Rationalität bestimmt. Die emotionale Zweiteilung der Gesellschaft (Intimität und Emotionalität im familialen Rahmen, Emotionslosigkeit und Rationalität im beruflichen Bereich) und die Betonung des Privaten hat für die Sozialarbeit unter anderem zwei Konsequenzen: Erstens werden viele familiäre Probleme und Schwierigkeiten

– da sie als private Probleme definiert werden – aus der Sicht helfender Stellen oft zu spät bekannt. Zweitens bleibt das Verhältnis von Familien gegenüber professioneller Hilfe ambivalent.

Wandel: Neue Formen der Familiengründung und der Familienauflösung

Ab Mitte der 1960er Jahre kam es zu einer grossen Trendwende; ausgelöst durch das Erwachsenwerden der ersten Nachkriegsgeneration, die andere soziale und kulturelle Werte vertrat als ihre von Krisen- und Kriegserfahrungen geprägte Elterngeneration. Nach 1964/65 begannen die Geburtenziffern zu sinken, einerseits weil sich der Trend zur Zwei-Kinder-Familie weiter verstärkte und andererseits weil immer mehr Frauen und Männer ihre Familiengründung hinausschoben. Entsprechend stieg das mittlere Erstheiratsalter erneut wieder an. Gleichzeitig stieg seit den 1970er Jahren auch der Anteil von Frauen und Männern an, welche ganz auf eine Eheschliessung verzichten. Es sind eine ganze Reihe von Gründen, welche zur Verschiebung der Familiengründung und zum erneuten Geburtenrückgang beitragen. Neben der Einführung und raschen Verbreitung effizienter Verhütungsmittel (Pille) waren auch Wandlungen in der Ausbildung und im Erwerbsleben verantwortlich. So trägt die zeitliche Ausdehnung der schulisch-beruflichen Ausbildung von Frauen dazu bei, dass später eine Familie gegründet wird. Gleichzeitig sind gut ausgebildete Frauen weniger bereit, wegen Kinder voll auf eine Berufskarriere zu verzichten, und speziell in Ländern (wie der Schweiz), in denen viele zeitliche und strukturelle Unvereinbarkeiten zwischen Familien- und Berufskarrieren bestehen, stieg Kinderlosigkeit besonders rasch an.

a) Entstehung einer vorfamilialen Lebensphase junger Erwachsener

Die verstärkte Individualisierung der Lebensformen wird bei jungen Erwachsenen besonders deutlich. In dieser Altersgruppe haben sich die sogenannten «innovativen Lebensformen» am stärksten durchgesetzt. Allerdings kann auch bei jüngeren Erwachsenen höchstens von einem partiellen Durchbruch neuer Lebensformen gesprochen werden. Zum ersten haben die Ent-

wicklungen eher eine Individualisierung gestärkt, wogegen kollektive Wohnformen (z.B. Wohngemeinschaft, Wohngruppen) zumindest statistisch gesehen marginal geblieben sind. Zum zweiten sind viele der neuen Lebensformen häufig eher kurzfristiger und vorübergehender Art (z.B. als Zwischenlösung vor einer Ehe oder nach Auflösung einer Partnerschaft). Dies gilt gleichermaßen für das Alleinleben als auch für das nichteheliche Zusammenleben.



Junge Erwachsene erleben vor der eigentlichen Familiengründung oft eine mehr oder weniger ausgedehnte Lebensphase, in der oft rasch zwischen verschiedenen Haushalts- und Lebensformen gewechselt wird. Dieses Muster einer verlängerten «Jugend» (selbständiges Leben ohne familiäre Verantwortung) findet sich primär in den höheren sozialen Schichten urbaner Gebiete. Am stärksten durchgesetzt hat sich das Muster «verlängerter Jugend» bzw. einer «Post-Adoleszenz» bisher in den nord- und mitteleuropäischen Ländern. In diesem Rahmen haben vor allem zwei Lebensformen an Bedeutung gewonnen:

Erstens ist ein temporäres Alleinleben junger Erwachsener in manchen europäischen Ländern häufiger geworden. Nach dem Wegzug aus dem Elternhaus, aber auch nach dem Auseinanderbrechen einer nichtehelichen Partnerschaft wird

oft zeitweise allein gewohnt (was enge Freundschaften und Partnerschaften nicht ausschliesst). Diese Lebensform erlaubt eine flexible Kombination von Selbständigkeit und Sozialkontakten (inklusive Partnersuche). In diesem Zusammenhang sind vermehrt auch Zwischenformen, wie «living apart together», zu beobachten. In grossstädtischen Verhältnissen ist das Alleinleben junger Erwachsener teilweise mit dem subkulturellen Signet einer Singlebewegung versehen. Allerdings lässt sich soweit ersichtlich in keinem europäischen Land ein eindeutiger Trend zu permanentem Alleinleben festhalten.

Zweitens kam es zu einer verstärkten Verbreitung nichtehelicher Lebensgemeinschaften bzw. Lebenszeitgemeinschaften. Das nichteheliche Zusammenleben junger Paare umfasst verschiedene Formen, von einer langfristigen Beziehung, die als Alternative zur Ehe definiert wird, bis zum kurzfristigen Zusammenleben vor einer formellen Eheschliessung. Mit Ausnahme skandinavischer Länder ist das voreheliche Zusammenleben dominant, wogegen langjährige Konsensualehen mit Kindern deutlich seltener sind. Faktisch ist das nichteheliche Zusammenleben junger Paare vielfach eheähnlich organisiert, z.B. was gegenseitige Treue und die Alltagsorganisation der Paarbeziehung betrifft. Allerdings sind nichteheliche Lebensgemeinschaften im Durchschnitt instabiler als Ehen, womit das Aufkommen dieser Lebensform zur Instabilität moderner Haushaltsstrukturen beiträgt. Da ausserhalb Skandinaviens die Geburtenrate von Konsensualehen zudem deutlich geringer ist als bei Ehepaaren gleichen Alters, trägt das Aufkommen nichtehelicher Formen des Zusammenlebens zur Verzögerung der Geburt von Kindern bei.

In den Gruppen, die eine relativ ausgedehnte «vorfamiliale Phase» erfahren, verstärkt dies oft eine individualistische Gestaltung der nachfolgenden familialen Phasen. Damit wird der institutionelle Charakter von Ehe und Familie weiter aufgebrochen. Allerdings widerspiegelt auch die «post-adoleszente Phase» – soweit sie sich durchgesetzt hat – eine nur partielle Modernisierung. Vorherrschend ist auch bei jungen Erwachsenen eine Koexistenz traditioneller und innovativer Lebensformen, und die Wirtschaftskrise zu Beginn der 90er Jahre hat zumindest in einigen Ländern teilweise wieder zu einer Traditionalisierung der Lebensweisen junger Erwachsener geführt.

b) Keine Abkehr von der Familie – aber weniger Kinder und teilweise steigende Kinderlosigkeit

Trotz verzögerter Familiengründung und Entinstitutionalisierung der Ehe gibt es insgesamt nur wenig Hinweise auf eine allgemeine Abkehr von der Familie. Dies wird zum einen darin deutlich, dass dem Familienleben (mit Kindern) im heutigen Europa immer noch ein hoher subjektiver Wert zugemessen wird, wenn auch bedeutsame Unterschiede in der Bewertung von Elternschaft je nach Altersgruppe (bzw. Generation) und Land bestehen. Zum anderen lässt sich, obgleich alle westeuropäischen Länder eine verzögerte Familiengründung aufweisen, kein europaweiter Trend zu erhöhter Kinderlosigkeit festhalten. Der Anteil von Frauen, die eine Mutterschaft erleben, ist in den meisten europäischen Ländern weiterhin sehr hoch. Allerdings beschränken sich moderne Familien klar auf ein bis zwei Kinder. Gegenwärtig haben weniger als 7 von 100 Frauen mehr als drei Kinder (auch weil Kinder zu einem beträchtlichen Kostenfaktor geworden sind).

Im intereuropäischen Vergleich lässt sich insgesamt feststellen, dass die Kinderlosigkeit primär in jenen Ländern deutlich angestiegen ist, die zwar einen raschen Wandel des Eheverhaltens und der zeitlichen Gestaltung der Familiengründung erlebt haben, die jedoch weiterhin eine vergleichsweise ausgeprägte Unvereinbarkeit von Berufs- und Familienleben aufweisen (z.B. weil die familienexterne Kinderbetreuung mangelhaft ausgebaut ist). In der Schweiz ist insbesondere auffallend, dass primär gut ausgebildete Frauen kinderlos bleiben, obwohl sie ursprünglich ebenso häufig Kinder wünschen wie andere Frauengruppen. Gegenwärtig bleiben gut 35% der Frauen mit akademischer Ausbildung kinderlos.

c) Familienauflösung – Ehescheidung als neue Form der Konfliktbewältigung

Die Entinstitutionalisierung der Ehe widerspiegelt sich auch in einem rasanten Anstieg der Ehescheidungen. Während 1966 erst 12 von 100 Ehen in einer Scheidung endeten, waren es 1980 schon 27 von 100 Ehen. Auch in den 1980er und 1990er Jahren stieg das Scheidungsrisiko weiter an, und 1999 wurden über 40% aller Ehen durch eine gerichtliche Eheauflösung beendet. Obwohl in der Schweiz rund die Hälfte der Scheidungen

Ehepaare ohne Kinder betrifft, stieg auch die Zahl betroffener Kinder rasch an. Die Zahl von Ein-Eltern-Familien erhöhte sich damit deutlich. Parallel dazu kam es auch zu einer erhöhten Zahl von Zweit- und Fortsetzungsfamilien.

Wie keine andere Entwicklung hat die erhöhte Scheidungshäufigkeit zur Vorstellung eines «Zerfalls der Familie» beigetragen. Aus soziologischer Sicht ist der wesentliche Faktor der «Scheidungs-explosion» ein grundlegender Wandel des Ehe-modells: Anstelle eines institutionell geprägten Ehemodells trat mehr und mehr ein partnerschaftliches Ehemodell, das primär auf der gegenseitigen und individualisierten Solidarität der beiden Ehepartner beruht. Insofern gegenseitige Liebe und Verständnis die eigentliche Basis der modernen Zweierbeziehung darstellen, impliziert das Verschwinden der emotional-affektiven Basis die grundsätzliche Möglichkeit einer Trennung. Während Frauen früher bei schlechten Eheverhältnissen ihre Hoffnung aufgaben, halten sie heute an ihren Hoffnungen fest und geben die Ehe auf. So betrachtet ist die erhöhte Scheidungshäufigkeit kein Hinweis auf einen Bedeutungsschwund der Paarbeziehungen, sondern in der Hauptsache ein indirektes Kompliment an das Ideal der modernen Ehe und gleichermassen ein Zeugnis für die Schwierigkeiten ihrer Umsetzung in einer gegenüber Ehe und Familie oft rücksichtslosen Gesellschaft.

Familial-verwandtschaftliche Generationenbeziehungen – demographischer Wandel – kontinuierliche Solidarität

Die letzten Jahrzehnte haben eine deutliche Verlängerung der gemeinsamen Lebenszeit älter werdenden Eltern und ihren erwachsenen Kindern gebracht. Da Männer bei der Familiengründung durchschnittlich älter sind als Frauen und gleichzeitig eine geringere Lebenserwartung haben, ist die gemeinsame Lebenszeit von Kindern mit ihrer Mutter im allgemeinen länger als mit ihrem Vater. Auch bei der gemeinsamen Lebenszeit von Grosseltern und Enkelkindern lassen sich markante demographische Verschiebungen festhalten: Vor dem 20. Jahrhundert konnte ein Kind seine Grosseltern (und vor allem seine Grossväter) kaum lange erleben. Oft waren zumindest ein oder zwei Grosseltern bei seiner Geburt schon verstorben. Es war

selten, wenn Kinder gemeinsam mit den Grosseltern aufwachsen konnten. Schon aus diesem Grund waren Drei-Generationen-Haushalte vergleichsweise selten.

Heute hat sich dies grundlegend geändert, und zumindest bis ins Teenageralter sind häufig noch alle Grosseltern am Leben. Heutige Kinder können in den meisten Fällen sogar erwarten, dass zumindest die Grossmütter ihre Volljährigkeit miterleben. Früher war es selten, dass Grosseltern die Familiengründung (Heirat, Geburt eines ersten Kindes) ihrer Enkelkinder miterlebten. Die Zahl von Urgrosseltern hat sich erst in den letzten Jahrzehnten deutlich erhöht, und sie dürfte auch weiter zunehmen. Sachgemäss zeigen sich auch beim Überleben der Grosseltern geschlechtsspezifische Unterschiede: Männer leben weniger lang und gründen später eine Familie. Dies bedeutet umgekehrt, dass Kinder meist länger mit Grossmüttern als mit Grossvätern aufwachsen können. Es ist deshalb kein Zufall, dass die familialen Generationenbeziehungen stark durch Frauen geprägt sind.

Heute leben die verschiedenen Generationen meist getrennt, aber die gegenseitigen Kontakte sind vielfach intensiv. In diesem Rahmen wird oft der Begriff «Intimität auf Distanz» benützt, und FamiliensoziologInnen verwenden für diesen Familientypus den Begriff der «multilokalen Mehrgenerationen-Familie». Im Gegensatz zu einer häufig geäusserten Ansicht führt getrenntes Wohnen nicht zur Schwächung der Solidarität zwischen den Generationen. So bleiben auch die Kontakte zwischen Eltern und erwachsen gewordenen Kindern selbst in der sogenannten «nachel-

terlichen Lebensphase» vielfach eng. Die Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern werden nicht nur durch eine Norm geregelt, die wechselseitige Unabhängigkeit vorschreibt, sondern es gibt auch eine Norm, gemäss der man gegenüber Eltern und natürlich auch Kindern in stärkerem Masse zur Solidarität verpflichtet ist als gegenüber Freunden. In jedem Fall kann von einem generellen Abbrechen der Generationenbeziehungen nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus nicht die Rede sein.

Auch die Beziehungen zwischen Enkelkinder und Grosseltern wurden intensiver. Waren die Beziehungen zwischen Grosseltern und den anderen Generationen früher formal und autoritär, sind die Beziehungen zwischen Grosseltern und Enkeln heute wärmer und nachsichtiger. Sie sind häufig durch freundliche Gleichheit charakterisiert, die geeignet ist, Spannungen zwischen Familiengenerationen zu reduzieren.

Alle empirischen Studien zu den Beziehungen zwischen verschiedenen Generationen (Kinder-Eltern-Grosseltern) zeigen durchgehend folgendes Bild: Die verwandtschaftlichen Strukturen haben sich zwar aus demographischen Gründen stark gewandelt, aber es lässt sich nicht nachweisen, dass verwandtschaftliche Beziehungen und intergenerationelle Solidarität an Bedeutung eingebüsst hätten. Alle Studien bestätigen die überraschend hohe Leistungsfähigkeit intergenerationaler Netzwerke, und von einem Zerfall familialer Solidarität kann nicht die Rede sein. Auch die These, dass der Ausbau sozialstaatlicher Leistungen die familial-verwandtschaftliche Hilfe untergraben hat, findet keine Bestätigung. Im Gegenteil weisen neue Studien darauf, dass der Ausbau des Wohlfahrtsstaates (und namentlich der Altersvorsorge) die wechselseitigen familialen Generationenbeziehungen verstärkt hat.

In vielen Fällen verlaufen die familialen Solidar- und Hilfeleistungen in beide Richtungen; von der jüngeren Generation zur älteren Generation (Hilfe und Pflege im Alter), aber auch von der älteren Generation zur jüngeren Generation (z.B. Geldzuweisungen und finanzielle Unterstützung bei der Familiengründung, Betreuung der Enkelkinder). So zeigen Studien über junge Familien, dass namentlich die Grossmütter einen bedeutsamen Teil der Kleinkinderbetreuung übernehmen. Wechselseitig verlaufen zumeist auch emotionale



und moralische Unterstützungen.

Bei der Beurteilung der verwandtschaftlichen Hilfe und Solidarität sind allerdings drei Beobachtungen zentral:

- Erstens liegt die Bedeutung der verwandtschaftlichen Solidarität – mit Ausnahme der Hilfe für pflegebedürftige Angehörige – nicht in der Bewältigung des Alltagslebens. Die Verwandtschaft hat primär die Aufgabe eines flexiblen Hilfspotentials, welches in speziellen Situationen (Krisen, Krankheiten, Behinderungen) mobilisiert wird. Deshalb erfolgt die verwandtschaftliche Hilfe oft wenig systematisch und kaum organisiert. Im norma-

und tragen. Entsprechend sind die Kontakte zur Familie der Ehefrau meist enger als zur Familie des Ehemannes, und bei der Pflege betagter Elternteile sind Töchter bzw. Schwiegertöchter weitaus aktiver als Söhne bzw. Schwiegersöhne.

Probleme mit der familialen Generationensolidarität ergeben sich weniger, weil Angehörige nicht mehr zur Hilfe bereit wären, sondern primär, weil heute weniger Angehörige zur Verfügung stehen. Aufgrund der demographischen Entwicklung erhöht sich auch die Gefahr, dass die Verantwortung für die Pflege betagter Eltern auf eine Person (das einzige Kind dieser Eltern) fällt. Zunehmend ist auch ein zweiter beruflich-familialer Vereinbarkeitskonflikt bei Frauen (gleichzeitig erwerbstätig zu sein und für die Pflege betagter Eltern verantwortlich zu sein). Für die zukünftige Entwicklung ist es entscheidend, die familiäre Hilfe durch professionelle Beratung und Unterstützung zu ergänzen.



Ehe- und Lebensformen in späteren Lebensphasen

Während den letzten drei Jahrzehnten lassen sich bezüglich der Lebensform älterer und betagter Menschen vier bedeutsame Entwicklungen festhalten:

Erstens hat sich der Anteil älterer Männer und Frauen klar erhöht, welche in einem Ein-Personen-Haushalt wohnen. Dies hat mit einer verbesserten wirtschaftlichen und sozialen Selbständigkeit sowie einer verstärkten Individualisierung älterer Menschen zu tun. Der Trend zu Ein-Personen-Haushalten ist somit nicht von vornherein negativ zu bewerten, da das Leben im Einpersonenhaushalt den grossen Vorteil aufweist, privaten Freiraum und soziale Beziehungen individuell kombinieren zu können. Eine negative Bewertung dieser Entwicklung ergibt sich nur, wenn das Wohnen in einem Ein-Personenhaushalt von vornherein mit Alleinleben und sozialer Isolation gleichgesetzt wird. Faktisch hat jedoch die grosse Mehrheit älterer Menschen in Ein-Personen-Haushaltungen durchaus gute Kontakte zu Angehörigen, FreundInnen oder Nachbarn.

Zweitens hat sich der Anteil von RentnerInnen erhöht, welche in einem Paarhaushalt leben. Darin widerspiegelt sich einerseits die hohe Ehefreu-

len Alltag tritt die Verwandtschaft stärker in den Hintergrund, da jede Generation ihr Alltagsleben weitgehend selbständig zu organisieren versucht. Deshalb gibt der normale Alltag wenig Auskunft über das Hilfspotential in Krisenzeiten.

- Zweitens wird verwandtschaftliche Solidarität zwischen den Generationen primär in vertikaler Richtung (Kinder-Eltern-Grosseltern) ausgeübt. Die horizontalen Verwandtschaftsbeziehungen (mit Geschwistern, Tanten oder Onkeln) fallen weniger ins Gewicht.
- Drittens sind – wie in anderen Aspekten des Familienlebens – die Frauen die Hauptträgerinnen verwandtschaftlicher Hilfe. Es sind vorwiegend die weiblichen Angehörigen, welche verwandtschaftliche Beziehungen pflegen

digkeit dieser Generationen. Andererseits trägt – wie erwähnt – die höhere Lebenserwartung dazu bei, dass gemeinsames Zusammenleben heute länger dauert als früher. Allerdings zeigen sich gerade beim Zivilstand enorme geschlechtsspezifische Unterschiede. Während selbst hochbetagte Männer mehrheitlich verheiratet sind, ist Verwitwung primär ein Frauenschicksal.

Drittens hat sich der Anteil älterer Frauen und Männer weiter reduziert, welche mit bzw. bei einem ihrer Kinder wohnen. Gesamtschweizerisch sank der Anteil der 65-jährigen und älteren Menschen, welche mit Kindern zusammenwohnen, zwischen 1960 und 1990 von 27% auf 12%. Selbst in ländlichen Regionen ist das Zusammenleben von RentnerInnen und ihren Kindern seltener geworden. Diese Entwicklung hat weniger mit einer abnehmenden Bereitschaft von Kindern zu tun, ihre Eltern bei sich aufzunehmen, als damit, dass heute auch die älteren Menschen ihre persönliche Selbständigkeit hoch bewerten.

Viertens zeigt sich ein deutlicher Rückgang in Zahl und Anteil sogenannter «komplexer Haushaltsformen». Das Zusammenleben mit anderen verwandten Personen (z.B. Geschwister) sowie mit nicht-verwandten Personen ist selten geworden. Das gleiche gilt auch für Mehr-Generationen-Haushalte. Darin widerspiegeln sich wiederum Prozesse der Individualisierung und verstärkten Autonomie älterer und betagter Menschen. Entsprechend der hohen Wertschätzung der individuellen Privatsphäre sind auch Alterswohngemeinschaften selten geblieben. Gesamtschweizerisch sind nur 2% aller Rentnerhaushalte Alterswohngemeinschaften im Sinne des Zusammenlebens nicht-verwandter Personen.



Insgesamt ergibt sich aus der Analyse der Haushaltsformen das Bild einer ausgesprochen individualisierten Wohn- und Lebensweise der älteren Bevölkerung. Das Wohnen im selben Haushalt mit den Kindern ist selbst in ländlichen Gebieten die Ausnahme. Gleichermassen sind Wohngemeinschaften nicht-verwandter Personen vorläufig quantitativ unbedeutend. Heute erlauben ambulante Pflege und neue Formen betreuten Wohnens es auch hochbetagten Menschen, welche an funktionalen Behinderungen und Einschränkungen leiden, vermehrt in ihrer angestammten Wohnung zu verbleiben. Die selbständige Haushaltsführung in der eigenen Wohnung geniesst die höchste Wertschätzung, weil es für die meisten betagten und hochbetagten Menschen ein zentrales Element ihrer sozialen Unabhängigkeit darstellt.